

Vorwort

Das Obere Mittelrheintal ist nicht umsonst seit 2002 auch offiziell ein Welterbe der Menschheit: Natur, Landschaft, Kultur und Alltagsleben gehen hier seit über zweitausend Jahren eine Symbiose ein, die eine der schönsten Gegenden der Welt hervorgebracht hat. Das ist jedenfalls meine Meinung. Dass ich dabei nicht ganz falsch liegen kann, bestätigen jährlich mehrere Millionen Besucher: Vom Tagesgast bis zum Wanderer, der ein oder zwei Wochen im Tal verbringt, vom Geschäftsreisenden über Freunde des guten Essens und Trinkens bis hin zum Flusskreuzfahrer – sie alle finden für sich etwas im reichen Angebot der schönen Region. Geprägt worden ist die Landschaft durch ihre lange, abwechslungsreiche Geschichte. Einen unterhaltsamen Blick darauf sollen die folgenden Geschichten werfen. Sie umfassen das Obere Mittelrheintal von Koblenz bis St. Goar. Dem Tal von St. Goarshausen bis Bingen und Rüdesheim soll sich ein eigener Band widmen.

Grundlage der Geschichten ist eine gründliche Recherche. Fakten bleiben Fakten. Die Lücken werden mit Fiktion geschlossen. Im Anschluss an jede Geschichte findet sich eine kurze Klarstellung, was erfunden und was bekannt ist.

Ich habe versucht, Geschichten zu finden, die nicht oder nur selten erzählt worden sind, oder bekannte Geschichten aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel zu erzählen. Ich hoffe, dass Ihnen die Auswahl Freude bereitet. Ob es mir gelungen ist, müssen Sie selbst herausfinden. Beginnen wir also mit unserer Reise durch mein Heimattal...

Marksburg, 29. August 1778

Braubach – Die Flucht der Mademoiselle Cheirouze

„Sophie, du glaubst es nicht, wer als Gefangene kommt! Die Gräfin von Lemberg, oder muss man jetzt wieder sagen: Mademoiselle Cheirouze?“, quoll es aus Mariana hervor, kaum dass sie ihre Freundin am Anfang der Reitertreppe getroffen hatte.

„Nein! Die verstoßene Gattin zur linken Hand seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, des Landgrafen? Die, die...“

„Ja! Die schlimme Verräterin, die ihm die Hörner aufgesetzt hat, dass es nur so kracht!“

„Mariana, nicht so laut! Pass auf, was du sagst...“

„Die, die mit dem zu ihrem Schutz zugeteilten Hauptmann nach Paris durchgebrannt ist und von ihm niedergekommen ist!“, sprach Mariana leise weiter. Die beiden jungen Frauen kicherten so laut, dass sich ein Mousquetier, der gerade den Hof vor dem Palas überquerte, nach ihnen umdrehte. Mariana winkte dem alten Herrn, der gut und gerne siebzig Jahre alt war, kess zu.

„Woher weißt du das?“, fragte Sophie.

„Ich war eben dabei, als der Herr Oberst die Post öffnete. Er war so verduzt, dass er sich den Befehl selbst laut vorgelesen hat, und dann ist er aufgesprungen und hat strammgestanden, gerade so, als stünde der durchlauchtige Herr persönlich vor ihm.“

Wieder kicherten die beiden herzlich.

„Herr im Himmel, ist der schwer!“, beklagte sich Mariana, als sie sich beruhigt hatte, und hob den schweren Wäschekorb auf ihren Kopf. So konnte sie ihn den langen Weg hinunter zum Bach an der Bleichwiese leichter tragen. Weniger zu ihrer Erleichterung als aus Übermut drehte Sophie den Waschzuber um und setzte ihn sich wie einen Helm auf den Kopf. Eine Sekunde lang gelang es beiden, das Lachen zurückzuhalten, dann prusteten sie gleichzeitig los. Der Wachsoldat am Zug-

brückentor, der alles beobachtet hatte, schüttelte nur den Kopf, als die beiden passierten.

Vier Tage später bewegte sich ein Zug aus drei Wagen und mehreren Kavalleristen den Fahrweg zur Burg hinauf. Am Zugbrückentor angekommen saßen die Reiter ab. Einer von ihnen entriegelte die Tür einer kleinen, unscheinbaren Kutsche und öffnete sie. Die schwarz gekleidete, verschleierte Frau, die drinnen saß, machte keinerlei Anstalten auszusteigen.

„Mademoiselle!“

Der Tonfall des Reiteroffiziers war scharf. Es war deutlich hörbar, dass dieser Aufforderung, wenn nötig, Gewalt folgen würde. Langsam und widerwillig setzte sich die schwarzgekleidete Frau in Bewegung.

„Mademoiselle, von hier aus geht es zu Fuß weiter“, kommandierte der Offizier auf Französisch. Mademoiselle Cheirouze sah ihn scharf an:

„Wohin?“

„Bitte hier entlang.“

Mit einer angedeuteten Verbeugung, die aus Gewohnheit kam, nicht etwa dem Respekt gegenüber dieser Frau entsprang, wies der Offizier in Richtung des Burgtores. Marie Adelaide Cheirouze wartete eine Sekunde lang, ob der unverschämte Mensch ihr den Arm anbieten werde, als Stütze auf dem offensichtlich sehr holprigen Weg, aber er tat es nicht. So ging sie mit einem verächtlichen Schnauben los.

Die Gefangene, die einst die wichtigste Frau am Hofe Landgraf Ludwigs IX. gewesen war, und ihre Wachen durchschritten das Zugbrückentor, den langen, tunnelartigen Gang dahinter, das Fuchstor mit seinen eisernen Flügeln und schließlich das Schartentor. Mit jedem Tor wurde es Mademoiselle Cheirouze enger ums Herz. Seit ihrer Festnahme in Zweibrücken war sie zwar stets in Gefangenschaft gewesen, aber immer in gewohnter Umgebung, in modernen, komfortablen Schlössern. Diese Burg hier war anders: Das mittelalterliche Ungetüm machte ihr Angst. Grobes Mauerwerk, grobe Zimmermannsarbeit, der schlechte Weg durch immer weitere Tore, die sich mit schwerem Klir-

ren hinter ihr schlossen, vielleicht sogar für immer. Grobe Behandlung durch grobe Menschen. Das alles war sie nicht gewohnt.

Marie Adelaide Cheirouze war vor 26 Jahren in Paris geboren worden. Vom Hofmaler Johann Ludwig Strecker, der immer wieder ausgeschickt worden war, um Schönheiten für den Landgrafen von Hessen-Darmstadt zu finden, war sie entdeckt und schließlich an den Hof in Pirmasens geholt worden. Schnell war es ihr gelungen, aus dem Kreis der jungen Damen der sogenannten Schönheitsgalerie heraus auf sich aufmerksam zu machen. Der Landgraf hatte ihr das Angebot unterbreitet, seine Frau zu werden – natürlich zur linken Hand, weil ihr die standesgemäße Herkunft fehlte, also ohne Erbanspruch ihrer gemeinsamen Kinder. Die Bedingungen im Ehevertrag waren mehr als annehmbar gewesen, und so hatte sie voller Freude das Angebot angenommen. Mit der Heirat war sie die Gräfin von Lemberg geworden, ein Titel, der eigens für sie geschaffen worden war. Sie hatte fürstlich repräsentiert, fürstlich gelebt – aber leider nicht fürstlich geliebt. Ihr über dreißig Jahre älterer Gatte hatte so gar keinen Sinn für Liebesangelegenheiten. Die Tage verbrachte Landgraf Ludwig in der Garnison mit seinen Soldaten und die Nächte... na ja, jedenfalls nicht mit ihr. Und so hatte das Drama seinen Anfang genommen, das sie schließlich hierher gebracht hatte. Hierher, in diese angsteinflößende Burg.

Der Weg führte Mademoiselle Cheirouze und ihre Bewacher jetzt über die in den Fels geschlagenen Stufen der Reitertreppe, auf den Hof vor dem Palas. Hier war zu ihrem Empfang eine Reihe Soldaten angetreten, ein trauriger Haufen dürrer Kerle, zum Teil recht alt, einige von ihnen ungewöhnlich klein. Abgesetzt von ihnen stand der Kommandant der Marksburg, zu erkennen an seiner Uniform, auch er seltensam mager. Ein Stück hinter ihm wartete eine kleine Frau mit harten Gesichtszügen, schwarz gekleidet wie Mademoiselle Cheirouze, aber natürlich nicht so elegant.

Der Kommandant wartete, bis der Zug mit der Gefangenen ein Stück vor ihm zum Stillstand kam. Dann begann er, ohne große Begrüßungsfloskeln die Gefangene in ihre neue Situation einzuweisen:

„Mademoiselle Cheirouze, Sie sind ab heute Gefangene in der Marksburg. Auf allergnädigsten Befehls Seiner Hochfürstlichen Hoheit, werden Sie eine Kammer in der Wohnung der Witwe Hauptmann Müllerin beziehen, die Sie von nun an bewachen wird. Sie werden, außer mit Witwe Müllerin und mit mir, Oberst Rohr, zu niemandem sprechen. Jeglicher Briefwechsel ist verboten. Zur Verpflegung erhalten Sie täglich eine Suppe, Brot, dazu etwas Gemüse und Fleisch. Seine Hochfürstliche Hoheit geruhen Ihnen zu erlauben, des Sonntags ein wenig Wein zu sich zu nehmen. An allen anderen Tagen werden Sie mit Wasser vorlieb nehmen und sich der Reue über Ihre Verbrechen widmen. Haben Sie das verstanden?“

Ja, sie hatte. Und sie sah keine Notwendigkeit, auf die Frage zu antworten. Stattdessen schnaubte sie verächtlich. Das hatte zu genügen. Oberst Rohr verstand.

Wenige Minuten später fand sich Marie Adelaide Cheirouze in einer schmucklosen Kammer wieder, mit einem einfachen Bett, einem viel zu kleinen Schrank, einem Tisch und einem Stuhl. Durch das vergitterte Fenster konnte man nur eine Mauer sehen. Auf dem Tisch stand eine Öllampe, sonst nichts.

„Witwe Müllerin, ich bin durstig und habe Hunger. Hole Sie Wasser und etwas zu essen. Dann lasse Sie meine Koffer holen und packe sie aus. Aber flink!“

Die bessere Hälfte des verstorbenen Hauptmanns Müller verstand gar nichts. Die Gefangene plapperte etwas auf Französisch, und die Witwe Müller verstand kein Wort davon. Zwar kannte sie den Spruch „Le boeuf – der Ochs, la vache – die Kuh, fermez la porte – die Tür mach zu“, aber der half ihr hier auch nicht weiter. Ratlos stand sie eine Sekunde da, dann drehte sie sich um und verließ den Raum. Wenige Minuten später kam sie mit Oberst Rohr zurück.

„Mademoiselle, was wünschten Sie von Witwe Hauptmann Müllerin?“ fragte er auf Französisch.

„Herr Oberst, ich habe nach etwas zu trinken und zu essen verlangt, nach meinem Gepäck und dass es ausgepackt werde. Will Er mir

etwa zu verstehen geben, dass diese Person da“ – und dabei zeigte sie mit dem Finger auf Witwe Müller – „kein Französisch spricht? Wie soll ich mich da mit ihr verständigen?“

„Mademoiselle sollen sich überhaupt nicht mit ihr verständigen. Sie sollen ruhig in Ihrem Zimmer bleiben und abwarten, wie man weiter mit Ihnen verfahren wird. Wasser und eine Mahlzeit sollen Sie erhalten, auch Ihr Gepäck. Aber auspacken, das werden Sie schon selbst. Zeit genug haben Sie dafür ja. Mich dagegen erwarten wichtigere Aufgaben, als hier für eine Gefangene zu übersetzen.“

In Mademoiselle Cheirouze begann die Wut hochzukochen. Wie konnte er es wagen, so mit ihr zu sprechen? Sie atmete ein, um Oberst Rohr eine passende Antwort entgegenzuschleudern, besann sich dann aber eines Besseren. Sie atmete aus, wieder ein und antwortete dann, so ruhig sie konnte: „Nein, sonst ist nichts mehr. Vielen Dank. Er kann gehen.“

Es dämmerte schon, als die Witwe Müller das Geschirr abräumte und den Raum verließ. Der Schlüssel drehte sich in der Tür, und Stille umfing Mademoiselle Cheirouze. Jetzt war sie allein. Allein, eingesperrt, es gab keine Lektüre, keine Musik, niemanden, mit dem sie hätte sprechen können. Ihr Leben schien jetzt und hier zu Ende zu sein.

Alles hätte so schön werden können: Nachdem der Ehevertrag unterschrieben und gesiegelt war, hatte sie eigentlich ausgesorgt gehabt. Ihr standen Dienerschaft und fürstliche Wohnung zu und nicht zuletzt ein jährlicher, außerordentlich stattlicher Geldbetrag, über den sie frei verfügen konnte. Weil der Landgraf wusste, dass er nicht viel Zeit mit seiner neuen, repräsentativen Gattin verbringen werde, hatte er ihr als Berater in allen Fragen des Hofes den Hauptmann Johann Daniel Cappes zur Seite gestellt. Er sollte auch zusehen, dass sie nicht Opfer von Hofintrigen wurde, und hatte dafür zu sorgen, dass ihre Wünsche erfüllt wurden.

Das wurden sie auch. Schmuck, Essen, Wein, Tanz, all das hatte sie im Überfluss gehabt. Nur eins nicht: zärtliche Liebe in der Nacht.

St. Goar, im April 1693

St. Goar – Der Meisterschuss

„Herr Wirt, eine Frage: Als ich heute von Koblenz gekommen und an der Kaserne über den Bach gegangen bin, habe ich ein ziemlich heftiges Schießen gehört. Was war das? Die Festungsgarnison übt doch wohl nicht unten im Bachtal?“

Der Neuankömmling mit einer interessanten Mischung aus niederländischem und kölschem Akzent war neugierig. Der junge Steinmetz wollte sich eine Zeit lang bei der Reparatur der Festung Rheinfels verbringen. Ein wenig über den Ort zu lernen, an dem er die nächsten Monate verbringen würde, konnte nicht schaden.

„Das waren die Schützen“, antwortete der Wirt im Gasthaus am Marktplatz kurz und füllte den Becher seines Gastes mit Wein. Die Gaststube war voll. Er hatte nicht die Zeit, sich lange mit einem Gast zu unterhalten. „Siehst du den Mann dort hinten am Tisch? Das ist Drechslermeister Johann Kretsch, der Schützenhauptmann. Wenn du mehr wissen willst, frag ihn.“

Der junge Wandergeselle nickte, nahm seinen Becher und ging zum Tisch des Meisters. „Gott segne das ehrbare Handwerk! Jan van Gent“, stellte er sich vor, „Meister, ich habe gerade erfahren, dass Ihr Hauptmann der Schützen seid. Das hat mich neugierig gemacht. Darf ich mich wohl auf einen Becher zu Euch setzen?“

Johann Kretsch gestattete es. Er war noch alleine am Tisch, würde es nicht lange bleiben, und er war nicht in der Stimmung, wie alle Tage über Geschäfte oder das Wetter zu sprechen. Dieser junge Mann versprach einen abwechslungsreicheren Abend. Und vor allem schien es, als sei er ein guter Zuhörer, eine Eigenschaft, die Johann Kretsch bei anderen sehr schätzte.

„Jan van Gent... Woher kommst du wohl, was führt dich hier her?“, fragte er mit ruhig und langsam gesprochenen Worten. Man konnte

gleich spüren, dass dieser Mann in sich selbst ruhte und sich seiner selbst ausgesprochen bewusst war.

„Ich bin Steinmetz, Geselle auf der Wanderschaft. Ich komme aus Köln, Meister, von der Dombauhütte, eigentlich aber aus Gent. Ich möchte mich bei den Bauarbeiten auf der Rheinfels verdingen.“

Das war kurz, knapp, ausreichend. Johann Kretsch war zufrieden.

„Und was willst du dann über die St. Goarer Schützen erfahren?“

„Hm... Was war das heute für ein Schießen im Bachtal?“, begann Jan van Gent mit seiner ursprünglichen Frage.

„Wir Schützen haben geübt“, begann Johann Kretsch einen Monolog, in dem er nicht vorhatte, sich die nächsten ein, zwei Stunden unterbrechen zu lassen. „Die St. Goarer Schützen sind eine Bruderschaft, die von Alters her die Stadt im Kriege schützt. Natürlich gibt es Soldaten, aber besser, man verlässt sich nicht auf andere. Unseren letzten großen Einsatz hatten wir im Dezember, als die Franzosen die Rheinfels belagerten. Wir haben die Stadt erfolgreich verteidigt, und ich darf behaupten, dass wir auch auf dem Wackenberg den Belagerern das Leben schwer gemacht haben.“

Johann Kretsch nahm einen Zug aus seinem Becher. Er ließ die Worte wirken, und sobald er bemerkte, dass sein Gegenüber zu einer Frage oder einer Bemerkung ansetzte, sprach er weiter:

„Ich darf dabei von mir selbst in aller Bescheidenheit behaupten, die Rheinfels gerettet zu haben.“

Wieder trank er einen Schluck Wein und sprach weiter, bevor er unterbrochen werden konnte:

„Am zweiten Tag der Belagerung hatte ich Wache auf der Galerie der Kirche. Oben auf dem Wackenberg tauchten einige Reiter auf, Offiziere, den Federn am Helm nach zu urteilen. Sie blickten ins Tal, schienen sich in Ruhe ein Bild der Lage machen zu wollen. Ich legte mit meiner Muskete an, zielte auf den Reiter mit dem größten Federbusch, schoss und... traf. Der Reiter stürzte vom Pferd und wurde von den anderen in Sicherheit gebracht. Später habe ich erfahren, dass ich den General Graf Tallard angeschossen hatte, mit einem saube-

ren Treffer in die Schulter. So was muss mir mal einer nachmachen... Durch meinen Schuss habe ich dafür gesorgt, dass sich der Angriff auf die Festung verzögerte. Das hat Generalmajor von Schlitz die Zeit verschafft, sich auf den Angriff ausreichend vorzubereiten, Zeit, die er dringend benötigte, denn er war mit seinen Männern gerade erst angekommen. Ohne diese Zeit hätten die Franzosen wahrscheinlich erfolgreich stürmen können. Und deshalb, in aller Bescheidenheit, kann ich behaupten, die Festung gerettet zu haben.“

Rheinfels, 14. Dezember 1692

„Was berichtet Er da? Wir erhalten keinen Einlass? Wie können die es wagen, diese elenden Verräter?“

Generalmajor von Schlitz, genannt Görz, tobte. Er hatte mit seinen dreitausend Mann Gewaltmärsche unternommen, um die Rheinfels noch vor den Franzosen zu erreichen. Sein Dienstherr, Landgraf Karl von Hessen-Kassel, hatte erfahren, dass sein Cousin Landgraf Ernst von Hessen-Rotenburg, der eigentliche Herr der Rheinfels, die Festung für eine beachtliche Geldsumme an den französischen König Ludwig XIV. zu verschachern gedachte. Um das zu verhindern war Görz gekommen. Die Truppen von Hessen-Kassel hatten ein vertragliches Besatzungsrecht. Auf sein Verlangen hätte man seine Truppe einlassen müssen. Das Kommando wäre auf ihn übergegangen, und gemeinsam hätte man die Rheinfels verteidigt. Aber offenbar kam es jetzt anders. Dieser Hundsfott von Festungskommandant ließ sie draußen vor den Toren im Nieselregen stehen! Görz gab seinem Pferd die Sporen und ritt selbst vor das Festungstor. Aber alle Befehle, alles Toben half nichts. Das Tor blieb verschlossen. Wutentbrannt ritt er zurück hinter seine Vorhut.

Der Entschluss war schnell gefasst: Er ließ stürmen. Das Vorhaben war gefährlich. Ohne gute Vorarbeiten, ohne Schanzarbeiten, ohne vorherigen Artilleriebeschuss würden seine Männer ins offene Feuer rennen, falls – und das war der springende Punkt – falls die Festungs-

besatzung schießen würde. Ein Tor nicht zu öffnen, das war eine Sache. Auf die eigenen Leute zu schießen – und das waren sie de facto und jeder war sich dessen bewusst – war eine ganz andere.

Es dämmerte schon an diesem Abend im Dezember, als ohne jede Vorwarnung der Sturm begann. Und genau wie Görz es erwartet hatte, fiel kein einziger Schuss. Seine Männer erstürmten die Wälle und öffneten die Tore von innen. Die Truppen von Hessen-Kassel konnten in die Rheinfels einziehen. Görz übernahm das Kommando und versetzte den bisherigen Kommandanten nach ein paar barschen Worten ins Magazin. Immerhin hatte der Mann nur Befehle befolgt, aber erst hatte er nicht kooperiert und dann nicht geschossen. Einerseits war das gut für Görz gewesen. Andererseits konnte er beim Kampf gegen die Franzosen keine zögernden Offiziere gebrauchen.

Die Zeit drängte. Noch in der Nacht ließ Görz eine Inventur der Waffen und Munition machen: Es gab 46 Geschütze, 130 Zentner Schießpulver, 22.000 Kanonenkugeln, 8.000 Granaten und 150.000 Musketenkugeln. Die Besatzung betrug jetzt knapp 4000 Mann. Ja, damit konnte man einen Krieg führen. Am nächsten Morgen, direkt nach Sonnenaufgang, machte sich Görz ein Bild der Verteidigungsanlagen: Die mittelalterliche Burg zum Rhein und zum Gründelbachtal hin war zwar auch gegen die Feuerwaffen von heute nicht ganz nutzlos, wurde aber eigentlich nur als Residenzschloss genutzt. Sie war der letzte Rückzugsort. Die Burg verteidigen zu müssen, soweit wollte es Görz nicht kommen lassen.

Zum Plateau Richtung Biebrnheim hin lag die eigentliche Festung. Sie war etwas eigenwillig gebaut, Stückwerk aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte. Aber dieses Stückwerk war gar nicht so schlecht geraten. Mit geübtem Blick erkannte Görz die Möglichkeiten der einzelnen Werke gegenüber der Beschaffenheit des Geländes rundum. Doch, diese Festung sollte sich verteidigen lassen. Ein Entsatzheer war bereits angefordert. Je nachdem, wann die Franzosen kamen und wie schnell der Entsatz unterwegs war, musste er nur ein, zwei Wochen aushalten. Wenn die Armee des Königs nicht zu stark war, sollte diese

Aufgabe zu bewältigen sein.

Es hatte bis zum frühen Nachmittag gedauert, ehe alle Offiziere ihre Befehle erhalten hatten und alle Männer der Verstärkungstruppe in ihre Abschnitte eingewiesen waren. Den Neuankömmlingen waren die Wege in dieser verwinkelten, ungewöhnlichen Anlage noch nicht vertraut. Gerade begannen die Manöver, in denen Kompanien von Abschnitt zu Abschnitt verlegt oder die Wege von den Munitionskammern zu den Batterien gedrillt wurden, als ein Kundschafter mit schlechten Nachrichten bei Görz eintraf: Das Heer der Franzosen war groß, und es war nah. Wohl 20.000 Mann mit schätzungsweise 40 Geschützen würden schon am nächsten Tag vor der Festung erscheinen.

Görz ließ die Tore schließen. Er wollte nicht riskieren, dass eine schnelle Vorhut sie überraschte. Gute Nachrichten kamen immerhin von der anderen Rheinseite: General von Krässenbruck hatte mit 3.000 Mann das rechte Rheinufer sichern lassen, die Burg Katz mit ihren Kanonen besetzt und zwei weitere provisorische Batterien errichten lassen, so dass mit Beschuss auf die Rheinfels nur vom Plateau aus zu rechnen war. Genau dafür waren die Wälle und Mauern gebaut worden. Die Franzosen würden eine ganze Menge Munition brauchen, um hier erfolgreich zu sein.

Am frühen Abend inspizierte Görz die immer noch laufenden Übungen seiner Männer. Mit grimmigem Blick stellte er fest, dass immer noch viel zu viele die Wege nicht kannten. Gegen eine so gewaltige Übermacht wie die, die gerade anrückte, konnte er es sich nicht leisten, dass der Munitionsnachschub stockte, weil die Männer sich verließen oder an jeder Abzweigung nachdenken mussten, wo es denn lang ging. Auch Verluste in einzelnen Festungsabschnitten mussten schnell ausgeglichen werden. Jede Sekunde konnte dabei entscheidend sein. Eine einzige Kolonne, die sich beim Verlegen verlief, konnte die Niederlage herbeiführen. Görz befahl, dass sie bis spät in die Nacht weiterüben sollten.

Am Vormittag des 16. Dezember traf die Vorhut des Comte de Tallard vor der Rheinfels ein. Ein Kanonenschuss von einem vorgela-

gerten Festungswerk kündigte das Erscheinen an. Das Rohr war dabei zerplatzt, der Kanonier umgekommen. Das war hoffentlich kein Vorzeichen, dachten zahlreiche Männer... aber Görz glaubte nicht an solche Dinge. Der Drill lief derweil weiter, aber die Männer waren immer noch nicht soweit, dass sie jeden Weg im Schlaf kannten.

Im Laufe des Nachmittags kam das Hauptkontingent der Franzosen an. Die Bewohner von Biebernheim flohen, das Dorf wurde besetzt. Wie die Ameisen begannen Schanzarbeiter Artilleriestellungen zu bauen und provisorische Wälle aufzuwerfen, in deren Deckung sich Truppen nähern konnten, um sich langsam hinter neuen Erdwällen an die Burg heranzugraben und schließlich einen Sturmangriff vorzubereiten. Görz befahl Kanonenfeuer, um die Arbeiten zu stören, aber ihm war bewusst, dass das nicht sehr wirkungsvoll war. Deshalb sollte nur verhalten geschossen werden. Die Masse der Munition würde man später noch brauchen.

Zur gleichen Zeit unten in St. Goar

Drechslermeister Johann Kretsch beobachtete mit kritischem Blick, wie sein neuer Lehrling das Eisen an einem Stück Holz ansetzte, das einmal ein Stuhlbein werden sollte. Dem Jungen gelang es noch nicht, die Bewegung des Fußes, mit dem er über ein Pedal die Spindel der Drehbank antrieb, von den Bewegungen seiner Hände zu entkoppeln. Mit jedem Tritt wippte auch seine Hand. Späne flogen, während das Drechseisen sich durch das Holz arbeitete. Solange der Junge durch seine Stümperei das Werkstück nicht verdarb, sah Johann Kretsch einfach nur zu. Erst als es kritisch wurde, sagte er ruhig, aber mit Autorität: „Aufhören.“

Augenblicklich zog der Junge das Eisen vom Holz weg und hörte auf zu treten.

„Jetzt sieh dir mal die Oberfläche an, die du hinterlassen hast. Du hast das Eisen nicht gleichmäßig zur Seite bewegt, und mit jedem Tritt auf das Pedal hast du es ins Holz hineingeschoben. Auf dem Holz

kannst du es sehen. Eine ruhige Hand ist das A und O im Drechslerhandwerk.“

Während Johann Kretsch noch sprach, schob er den Jungen zur Seite und nahm ihm das Drehseisen ab. Er begann selbst zu treten und setzte das Eisen an, während er weitersprach:

„Siehst du, was meine Hand macht, während ich trete? Sie wippt nicht. Ich kann sie ruhig halten. Ich kann sie zur Seite bewegen, gleichmäßig...“

Noch während Johann Kretsch die ruhige Hand des Meisters vorführte, ertönte oben vom Berg ein Kanonenschuss. Der Lehrling zuckte. Johann Kretsch hob nur eine Augenbraue. Der ruhige Rhythmus, mit dem er das Pedal trat, stockte nicht und sanft glitt seine Hand zur Seite, während er die Riefen glättete, die sein Lehrling auf dem Holz hinterlassen hatte. Unbeeindruckt vom Kanonendonner fuhr er mit seiner Rede fort:

„...gleichmäßig und ruhig. Und nicht zu schnell. Wir wollen ein glattes Stuhlbein. Die Zeit, die wir jetzt sparen, wenn wir das Eisen zu schnell bewegen, brauchen wir später doppelt zum Schmirgeln.“

Nervös unterbrach der Lehrling: „Meister Kretsch, die Franzosen sind da!“

„Das stört das Stuhlbein überhaupt nicht“, antwortete Johann Kretsch ruhig und arbeitete weiter. „Alles unter der Sonne hat seine Zeit: Zeit zu säen und Zeit zu ernten, Zeit zu lachen und Zeit zu weinen, Zeit zum Lieben und Zeit zu hassen...“, zitierte er das Buch Kohelet, um dann frei weiter zu improvisieren: „...Zeit zum Drechseln und Zeit Wache zu halten. Mein Wachdienst beginnt erst in einer Stunde. Jetzt ist noch Zeit zu drechseln. Wenn ich weg bin, wirst du die Werkstatt fegen. Die Franzosen brauchen dich erst zu kümmern, wenn sie kommen oder schießen. Bis dahin wird sorgfältig weitergearbeitet.“